

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 24

Rubrik: Bärner Platte

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

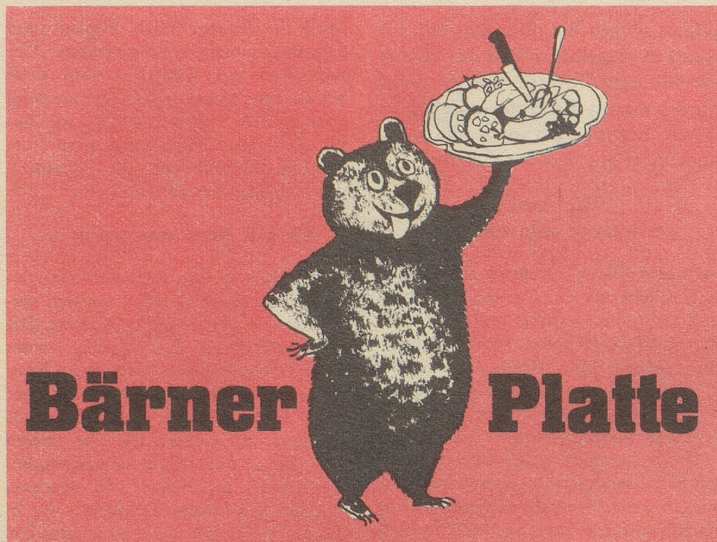
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein Berner XXXII

Ein Berner namens Kari Krenger war bei den Jodlern Obersänger. Wenn's in der Seele brodelte, dann stand er hin und jodelte und ließ wie tausend Nachtigallen sein Stimmband durch die Gassen schallen.

Doch der Verein der Lärmbekämpfer versetzte Kari einen Dämpfer, indem er kurzerhand ihm dies per Polizei verboten ließ.

Erst war der Kari sehr verwundet, dann aber ist er rasch gesundet, denn bald schon fand er eine Stelle als Preßluftbohrer-Hilfsgeselle, und mitten im Verkehrsgewühl kann er nun jeglichem Gefühl durch lautes Lärmen Ausdruck geben. Die Polizei steht stumm daneben.

Zweimal Rot

Am 18. Mai war ein Mann namens Chruschtschow nicht nur in Paris, sondern auch sehr wütend. Der rote Zar verwünschte mit häßlichen Worten den Westen im allgemeinen und seine Führer im besonderen, und seine ungunten Äußerungen wurden von Journalisten aufgeschrieben und unter roten Schlagzeilen der Öffentlichkeit weitergegeben.

Dabei sagt man doch immer, Rot sei die Farbe der Liebe. Damals, im Palais de Chaillot, merkte man nichts davon.

Hätten sich die Presseleute an jenem 18. Mai vor dem Palais Fédéral in Bern versammelt, hätten sie es gemerkt. Das Rot, das dort den Bundesplatz beherrschte, war ganz anders. Es strahlte aus Tausenden von Geranienblüten; denn am gleichen Tag, da Nikita seine roterünzte Friedens-Fassade herunterriß, führten die Berner den traditionellen Granium-Märit durch, um ihre Haus-Fassaden zu schmücken. «Bern in Blumen» – von dem hat man wahrscheinlich sogar in Steckborn schon etwas gehört. Das ist ein

Begriff. Was wären unsere alt-ehrwürdigen Häuserreihen ohne das leuchtende Rot der Geranien? Und wußten Sie schon, daß diese ungezählten Topfpflanzen weder städtisch noch staatlich noch eidgenössisch subventioniert sind, obschon sie doch das öffentliche Auge erfreuen? Wir zahlen sie aus dem eigenen Sack. Ihr Rot ist also keine Schamröte, sondern eben das Rot der Liebe – der Liebe zum Schönen, die man sich etwas kosten läßt.

Vielleicht wäre es gar keine schlechte Idee, wenn dieses liebeliche Geranienrot auch die Fenster des Kremls beleben würde. Die Funktäre hätten dann vor lauter Blumen-Begießen weniger Zeit zum Blutvergießen – und Nikita würde allmählich merken, daß alles, was zur Schönheit und Freude erblühen soll, einer liebevollen Pflege bedarf.

Topographische Zahnpflege

Mein Loblied auf die LATO hat weitherum im Land ein zustimmendes Kopfnicken ausgelöst. Fast hatte ich deswegen ein schlechtes Gewissen, weil ich fürchten mußte, unsere Landestopographen würden nun auf ihren Lorbeeren ausruhen und vergessen, daß noch verschiedene Blätter des großen Kartenwerkes auf ihre Vollendung warten; aber da kam mir ein Zahnarzt zuhulfe, der seine Praxis auf dem Blatt 1147 der Landeskarte 1:25 000 aufgeschlagen hat. Auch er schätzt zwar die wundervollen Erzeugnisse der LATO, aber er fühlt ihnen auch auf den Zahn und findet, wie jeder tüchtige Mann seiner Branche, noch manches, das geflickt und poliert werden müßte.

Es geht da um die Ortsbezeichnungen. Die Frage, die die LATO-Leute zu entscheiden hatten, lautete: Soll man das Kind beim Namen nennen, so wie ihm der Schnabel gewachsen ist, oder soll man es mit dem Bade ausschütten? Mit andern Worten: Dialekt oder Schriftdeutsch?

Die Antwort war ein helvetischer Kompromiß. Alle eigentlichen Ortschaften sind in schriftdeutscher Form, wie sie der Post-Adresse entspricht, aufgezeichnet, also Bern, Burgdorf, Liestal und Heiden statt Bärn, Burtlef, Lieschtu und Hääd; weniger wichtige Ortsbezeichnungen passen sich hingegen dem Dialekt an. «Passen sich an», sage ich, denn auch hier kompromisselt es. Wo früher «Klein-Wabern» stand, steht heute «Chli-Waberen», obschon natürlich jeder Eingeborene «Chly-Wabere» sagt, und wenn man schon auf «Kühlewil-Wald» verzichten will, sollte man nicht «Chüliwil-Wald» schreiben, sondern «Chüehliwyl-Wald» oder sogar «Waud», denn die Leute dort oben reden weniger geziert als die besseren Herren von Bern, die dann eigentlich konsequenterweise «Bäch» statt «Bärn» schreiben müßten.

Man sieht, es ist ein tonners Züüg mit dieser Ortsnamenschreibung, und ich möchte nicht dafür verantwortlich sein. Hindertsj können die LATO-Leute jetzt nicht mehr. Seien wir darum froh, wenn sie ihren Heimatschutz nicht noch weiter treiben; sonst fänden wir auf unseren so geschätzten Karten bald Wortgebilde wie «Mechiuche» (Meikirch), «Heepu» (Heidbühl), oder «Rüegschbech» (Rüegsbach) und «Rosweed» (Roßweid), und dann meinten die Ausländer noch, in der deutschen Schweiz spreche man Holländisch.

Eines ist jedenfalls sicher: unsere Landeskarten sind auch punkto Beschriftung typisch schweizerisch, denn mit ihrem Durcheinander von Deutsch und Dialekt lesen sie sich wie Nationalratsdebatten. In einer Demokratie geht es halt einfach nicht ohne Kompromiß.

Schließlich ist auch eine Zahn-Prothese ein Kompromiß, und man verdient nicht übel daran ...

Ein neuer Barry-Ton

Mit den Zuschriften, die unseren Bern-hardiner Barry betreffen, will es kein Ende nehmen. Nun hat sich noch ein Fachmann gemeldet, der den Whisky in Barrys Fäßchen als Stilbruch verurteilt.

Wenn ich «Fachmann» sage, meine ich einen Emmentaler, der in Weinen und Spirituosen macht. Dieser weinende Spiritist weist darauf hin, daß damals, als die Bernhardiner noch vollamtliche Lebensretter waren, das schottische Feuerwasser Whisky in Helvetien nicht bekannt gewesen sein könne, und daß in das Fäßchen richtigerweise Brantwein, also Brandy, gehöre.



Kindschi Söhne AG., Davos

Kennet Der dä?



Ein Tourist aus dem Kongo geht hemdärmelig durch die Lauben und schaut sich die Schaufenster an.

Ein Berner folgt ihm in angemessener Entfernung und läßt keinen Blick von ihm. Schließlich nimmt er allen Mut zusammen, nähert sich dem Fremden, netzt den Zeigefinger und streicht damit prüfend über den schwarzen Arm.

«Was wollen Sie?» fragt, einigermaßen erstaunt, der Neger.

«Excusez —», errötet der Berner, «syt Dir e Neger?»

«Ja» lautet die belustigte Antwort.

«I ha mers no halbers tänkt» sagt der Berner und macht sich befriedigt davon.

Der neue Lehrer macht einen Antrittsbesuch bei Bärtschis. Bärtschi stellt ihm ein Glas Most auf und fragt: «Nähmet Der e Bitz Hamme derzue?»

«Nei merci», wehrt der junge Mann ab, «ig isse prinzipiell kes Fleisch.»

«So? Wieso nid?»

«Oh gället, als Naturfründ stört es mi eifach, daß me die armen, unschuldige Tierli schlachtet. Drum begnügeni mi mit pflanzlecher Nahrig.»

«Isch wahr?» sagt Bärtschi bedächtig. «Aber wieso fräset Der de dänen arme Tierli ihres Fuetter ewäg?»

Ich bin vorwiegend mit Milch und Käse aufgezogen worden und kenne mich in der Schnapsologie nicht so recht aus. Zum Beispiel weiß ich heute noch nicht, warum man Rotwein aus Fuß- und Weißwein aus Zahngläsern trinkt, oder warum man einmal «Porto», ein andermal aber «Bordeaux» schreibt; doch der erwähnte Brief macht einen so bernisch-sachlichen Eindruck, daß ich keinen Grund sehe, dem Manne zu mißtrauen; und darum muß nun auch ich entrüstet ausrufen: «Ha, welch ein Stilbruch!»

Als mildernden Umstand für den also gemaßregelten Barry-Besitzer kann ich beifügen, daß wir Berner zwar viel auf Tradition halten, aber darin nie sehr konsequent sind. Es gäbe da viele Widersprüche (Anachronismen, wie der Lateiner mit einem griechischen Fremdwort sagt) zu nennen. Man denke nur an die Berner, die sich mit Louis-Quinze-Möbeln umgeben, aber weder Perücken noch Krinolinen tragen, oder an jene, die vor ihrem Rokoko-Landsitz einen Mercedes stehen haben, oder gar an die vielen Tausende, die ohne Bärenfell und Steinbeil den Berner Hauptbahnhof betreten ...

Ueli der Schreiber